Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 275 | Bydgoszcz / Bromberg, 2. Dezember | 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(4. Fortsetzung.)

In dieser Nacht schlief auch Edith nicht gut. Sie träumte von der häßlichen dicken alten Wirtin. Von ihrem neuen Arbeitgeber, der dunkle Augengläser trug und ein merkwürdiges Benehmen hatte, von dem großen Warenhaus, in den man sie zwang, alle Koffer zu kaufen, obwohl sie so gern das Geld für ein bißchen Essen ausgegeben hätte, und von dem eleganten fremden Herrn, der sie in der Halle angesprochen und vorgegeben hatte, sie zu kennen. Mehrere Male wachte sie schweißgebadet auf. Aber schließlich ging die Nacht herum, und als der Morgen graute, fiel sie in einen schweren totenähnlichen Schlaf. Sie erwachte erschrocken, als es an ihre Türe klopfte und das Zimmermädchen eintrat.

Ohne daß Edith es bestellt hatte, brachte sie ein Frühstückstablett herein und stellte es neben das Bett auf ein kleines Tischchen. Sie ging an die Fenster und öffnete die Vorhänge und ließ das Wasser in die Badewanne ein und erst dann sagte sie, Edith einen geschlossenen Umschlag überreichend: „Ich glaube, es ist Zeit zum Aufstehen, Mademoiselle, wenn Sie den Zug zur Zeit erreichen wollen.

Edith riß mit plötzlich zitternden Fingern das Kuvert auf. Ihr Paß fiel ihr entgegen und ein kleineres gelbes Kuvert, in dem eine Fahrkarte Paris—Le Havre und eine große gefaltete Schiffskarte lag.

Endlich kam ein kleiner Zettel zum Vorschein, auf dem ihr mitgeteilt wurde, daß Mister Miller sie auf der „Sherry Netherland“ erwartete.

Edith zitterte immer heftiger. Amerika, dachte sie. Heute! Paß! „Sherry Netherland!“ Sie schlug ihren Paß auf und als erstes sah sie das neue große Visum, das fast die ganze Seite bedeckte und auf ein Jahr gültig war.

Wie im Traum stand sie auf, trank ihr Schokolade, zog sich an und klingelte nach dem Boy, der ihr die Koffer hinuntertrug und in das Taxi verlud.

Der Portier kam heraus, verbeugte sich und wünschte „Gute Reise“. Dann gab er dem Pagen ein Zeichen, der den Schlag des Taxi zuwarf. Und das Auto fuhr an.

*

Wie merkwürdig das Leben war! Wieder einmal begriff Edith eigentlich nicht, wieso gerade sie auf dem Perron des Bahnhofs stand, vor einem Zug, der sie nach Le Havre bringen sollte. Ich fahre nach Amerika dachte sie. Ich fahre nach Amerika! Amerika! Halb freute sie sich, halb ängstigte sie sich, aber in jedem Fall war sie maßlos aufgeregt. Sie hatte ein ausgesprochenes Reisefieber und konnte es auf der einen Seite kaum erwarten, daß es endlich losging, während sie auf der anderen Gott und ihr Schicksal darum anflehte, daß in letzter Minute irgend etwas passieren möchte, das ihr Gelegenheit gab, hierzubleiben, in Paris, oder wenigstens in Europa und sie der schrecklichen Verpflichtung enthob, mit einem rätselhaften Herrn Miller zu einem anderen Erdteil zu reisen.

Der Bahnsteig, auf dem der Spezialschiffszug hielt, wimmelte von Menschen und Gepäckträgern. Ganze Familien waren erschienen, um von einem ihrer Angehörigen Abschied zu nehmen, Kinder hingen sich an die Mäntel ihrer Väter oder Mütter und Großeltern gaben wohlgemeinte und altmodische Ratschläge. Dazwischen liefen hochbeinige, selbstbewußte amerikanische Frauen und Mädchen herum, die taten, als wäre eine Ozeanreise genau so selbstverständlich wie das Zähneputzen am Morgen. Die Zeitungsverkäufer schrien deutsche, französische, englische, italienische, jugoslawische, dänische und norwegische Zeitungen aus. Die Angestellten verschiedener Reisebüros bemühten sich väterlich um einige überängstliche ältere Damen, die immer wieder ihre zahlreichen Gepäckstücke zählten.

Edith fand ihren Platz an einem Fenster in einem Coupé erster Klasse. Sie fühlte sich allein und verloren. Die Frauen um sie her trugen kostbare Pelze und ihr heller neuer Kamelhaarmantel stach hart dagegen ab. Alle waren sie mit Blumen geschmückt, aber auch Edith trug Orchideen im Knopfloch ihres grauen Kostüms. Sie war über die Blumen sehr erstaunt gewesen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß es Miller war, der sie geschickt hatte. Und außer Miller kannte sie niemanden, aber es sah ihm so gar nicht ähnlich. Sie hatte flüchtig an den Mann gedacht, der es versucht hatte, sie anzusprechen. Sie hatte sich sogar versucht gefühlt, gleich hinunterzugehen und sich bei dem Portier nach dem Spender zu erkundigen, aber Stolz und Scheu hatten dann doch eine solche bloßstellende Frage unmöglich gemacht.

Kleine Hunde zogen unruhig an ihren Leinen und bellten und tanzten aufgeregt hin und her. Edith beobachtete die Leute um sich herum und wieder fiel die Angst sie an wie ein wildes Tier. Wenn auch sie wenigstens einen Hund gehabt hätte, den sie streicheln und der sie trösten konnte. Wenn sie nur nicht so verzweifelt allein gewesen wäre. Die Zukunft lag gar zu ungewiß und bedrohlich vor ihr. Wieder dachte Edith an allerhand schaurige Geschichten, an junge nichtsahnende Mädchen, die von Männern, denen man ihr dunkles Gewerbe nicht ansehen konnte, zu Reisen verlockt wurden, um dann in Südamerika verkauft zu werden.

Wer war Miller? Warum hatte sie nicht wenigstens versucht, Erkundigungen einzuziehen? Warum hatte sie sich so ohne weiteres ihm ausgeliefert? Warum gehorchte sie seinen Befehlen und Anordnungen? Entweder, sagte sich Edith, muß ich jetzt aussteigen und wirklich hierbleiben und versuchen, mir auf irgend eine Art mein Brot zu verdienen, oder ich fahre und dann gibt es kein Zurück mehr, dann muß ich ein für allemal damit aufhören, mich mit Dingen zu quälen, die mich nur nervös machen. Eines oder das andere. Beides geht nicht. Sie stand auf, bereit, auszusteigen, da ruckte der Zug an. Beinahe wäre sie aus dem

Zug gefallen, aber ein Schaffner fing sie auf, hielt sie fest und sagte ihr, daß sie vorsichtiger sein müsse. Sie ging an ihren Platz zurück, setzte sich vor das Tischchen mit der rosaseidenen Lampe und bemerkte erst jetzt, daß man es inzwischen gedeckt hatte. Schon hielt ihr jemand die Speisekarte hin.

„Ich bin nicht hungrig", sagte Edith und bestellte nur eine Tasse Kaffee. Die Menschen in dem langen bequemen Pullmanwagen setzten sich nun — nachdem der Abschied vorbei war und es niemanden mehr gab, dem man zuwinken wollte oder mußte — zurecht, aßen oder lasen Zeitungen, begannen zu rauchen, ihre Koffer auf- und zuzuschließen oder nickten müde ein. Später kamen Schaffner, forderten die Fahrkarten, und Beamte kontrollierten die Papiere. Plötzlich hörte sich Edith angesprochen.

„Ich freue mich", sagte die dunkle weiche Stimme eines Mannes, „daß Sie meine Orchideen tragen."

Edith sah den Mann vor sich, der sie gestern in der Halle angesprochen hatte. Er sah jünger aus, als sie ihn in Erinnerung hatte, und hielt einen kleinen Foxterrier wie ein Paket unter dem Arm. Und wie gestern, so setzte er sich auch heute, ohne viel Umstände und ohne sie um Erlaubnis zu fragen, ihr gegenüber auf den breiten drehbaren Sessel.

„Sie haben mir die Blumen geschickt?" fragte sie und sah ihn dabei nicht an. Als sie ihn lachend bejahen hörte, löste sie die kostbaren exotischen Blüten von ihrem Jackett und ließ sie nachlässig zur Erde fallen. Der Mann beugte sich, hob sie auf, führte sie spielerisch an die Augen, öffnete das Fenster und sagte: „Schade!"

Edith antwortete nicht! Eine Weile saßen sie sich schweigend gegenüber und Edith bedauerte, daß sie sich nicht wie die meisten anderen eine Zeitung gekauft hatte. Der kleine Hund war auf den Knien seines Herrn eingeschlafen und bellte leise auf im Traum.

„Fahren Sie zum erstenmal nach Amerika?" fragte der Mann, nachdem er seine Zigarette zu Ende geraucht hatte, und drückte sie im Aschenbecher aus. Edith wandte ihre Augen von der vorübergleitenden Landschaft, über der ein wässeriger Nebel lag, und ohne es eigentlich zu wollen, nickte sie. Zugleich aber wurde sie sich ihres impulsiven Fehlers bewußt und setzte eine abweisende Miene auf.

„Amerika wird Sie lieben", sagte der Mann, aber Edith schwieg, obwohl sie das Kompliment deutlich genug verstanden hatte.

„Sie sind ganz allein?" fuhr der Mann fort und sah sie prüfend an. „Oder . . .?"

Edith wurde plötzlich böse. Sie dachte an Mister Miller und wie angenehm es war, nicht ausgefragt zu werden und antworten zu müssen.

„Ich glaube", sagte sie hochmütig, „ich habe Ihnen bereits zu verstehen gegeben, daß ich kein Mädchen bin, das Wert darauf legt, Reisebekanntschaften zu schließen."

„Sie müssen meine Dummheit entschuldigen", erwiderte ihr Gegenüber und lächelte belustigt und vergnügt. „Aber, weiß Gott, ich habe gemeint, Sie würden sich über ein wenig Gesellschaft freuen, wo Sie doch so ganz allein sind."

„Danke", sagte Edith, „ich bin Alleinsein gewohnt."

„Warum, wenn die Frage gestattet ist, warum sind Sie so stolz und abweisend, Fräulein Zylander?"

Edith fuhr zusammen, als wäre vor ihren Füßen eine Bombe explodiert. Sie starrte mit einem kindlichen und unverhohlenen Erstaunen den Fremden an. Der lachte nur und hielt ihr sein offenes Zigarettenetui hin. Zögernd nahm Edith eine Zigarette und ließ es sich gefallen, daß er ihr Feuer reichte und ihr dabei tief in die Augen schaute.

„Woher wissen Sie meinen Namen?" fragte sie schließlich, noch immer verwundert. Als sie ihn lachen hörte, fiel ihr plötzlich die Erklärung ein und wieder errötete sie auf ihre heftige und reizende Weise. „Oh", rief sie, „ich weiß, Sie haben sich ganz einfach erkundigt, wie ich heiße, und wollen mich nur aufs Glatteis führen."

„Und Sie sind mir auch richtig darauf hereingefallen", sagte er. „Erraten haben Sie die Wahrheit, aber sagen Sie selber", fügte er hinzu, als sie unwillig die Schultern zuckte, „ist es ein Verbrechen, wenn ein Mann, dem ein Mädchen gefällt, versucht, dessen Namen in Erfahrung zu bringen?"

Edith antwortete nicht, sondern sah wieder aus dem Fenster, gegen das der Wind große Regentropfen schlug.

„Und dennoch", fuhr er fort und beugte sich nach vorn, „bin ich nicht ganz so schlimm, wie Sie zu denken scheinen. Sie tragen einen berühmten Namen und ich habe Ihre Mutter gekannt. Sie war eine unvergeßliche Frau."

Ein Lächeln blühte in ihren Mundwinkeln auf und breitete sich allmählich über ihr ganzes Gesichtchen, das nun wie von innen erhellt erschien. Es tat gut, einmal lobende Worte über ihre Mutter zu hören, anerkennende, respektierende Worte, anstatt das Genörgel schäbiger kleiner Agenten, die kein Blatt vor den Mund nahmen und achselzuckend einem ins Gesicht schrien, daß Maria Zylander keinen Hund mehr vom Ofen locke, daß sie alt wäre und keine Stimme besäße und daß es jüngere und bessere an allen Straßenecken gäbe. Und sie hatte so lange zu niemandem über Maria Zylander reden können.

„Ja", flüsterte sie bewegt, „sie war eine herrliche Frau."

„War?" fragte der Mann.

Edith nickte still und erst nach einigen Minuten setzte sie hinzu: „Sie ist vor wenigen Wochen gestorben."

„Armes Kind!" sagte der Fremde und ein Ausdruck von Mitgefühl trat in seine Augen. „Und Sie haben sie sehr geliebt, nicht wahr?"

„Sie war alles, was ich hatte", murmelte Edith und fühlte, wie die Tränen plötzlich dick und schwer hinter ihren Lidern saßen.

„Ich kann Sie gut verstehen", sagte er, „es ist immer schwer, einen geliebten Menschen zu verlieren und plötzlich verlassen zu sein. Meine Frau verunglückte vor einem Jahr mit ihrer Maschine. Ich weiß, was das heißt . . ."

Edith lächelte ihm zu. Sein Gesicht war ernst und gefaßt und das Lächeln war erloschen.

„Wann haben Sie meine Mutter gekannt?" fragte sie.

„Oh, das ist lange her", entgegnete er, „viele Jahre schon. Damals hatte ich gerade meinen Doktor gemacht und erhielt als Belohnung ein Schiffsbillett. Drei Monate Europa. Ich hörte sie in Paris und in Berlin und hatte sogar das Glück, ihr vorgestellt zu werden. Nur einen oder zwei Abende durfte ich inmitten eines großen Kreises in ihrer Gesellschaft verbringen, aber für mich waren diese Stunden und sind es bis heute unvergeßlich geblieben. Ich kann mich nicht erinnern, jemals später eine Frau getroffen zu haben, die auch nur annähernd Maria Zylanders Liebreiz, Grazie und Temperament besaß. Sie war eine außerordentliche Erscheinung, strahlend vor Glück — mitreißend in ihrem Elan und unerhört begabt. Ist es wahr, daß sie später ihre Stimme verlor?"

Edith konnte nur nicken. Die Erinnerung an ihre strahlende, gefeierte Mutter, die so armselig gestorben war, überfiel sie zu stark, um mehr sagen zu können.

„Und Sie?" fragte der Mann und streichelte dabei den kleinen Hund auf seinen Knien. „Sie sind, nehme ich an, auch Künstlerin, oder sollte sich eine so starke Begabung nicht vererbt haben? Fahren Sie in ein Engagement nach Amerika?"

Edith schüttelte den Kopf. Unter Tränen lächelte sie. „O nein, o nein", sagte sie schnell, „obwohl es immer mein Wunsch war, zur Bühne zu gehen, ist es mir bisher nicht gelungen. Ich habe zwar die Hoffnung noch nicht aufgegeben, aber im Augenblick bin ich die Privatsekretärin eines Herrn Miller."

„Miller? Miller? Doch nicht der Miller von General Electric?"

Edith antwortete nicht. Es erschien ihr auf einmal schmählich, nicht zu wissen, wer ihr Arbeitgeber eigentlich war, und sich nach dem Namen des Hundes erkundigend, wich sie aus.

„Wie heißt er? Freitag! Was für ein komischer Name für einen Hund!"

„Er ist an einem Freitag geboren, darum", sagte der Mann. „Aber ich glaube, wir sind da. Darf ich Ihnen behilflich sein, Fräulein Zylander."

„O danke vielmals", murmelte Edith, ebenfalls aufstehend und nach ihrem Mantel greifend.

„Wir sehen uns also auf dem Schiff", sagte der Mann. „Übrigend verzeihen Sie, ich habe vergessen, mich vorzustellen: Lombard. Allan Lombard."

„Ich heiße Edith", murmelte sie und reichte ihm ihre Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hofbankier tanzt ab.

Eine Geschichte von Hans Kaboth.

Im Karlsruher Winter des Jahres 1843 folgten einander wie alljährlich glanzvolle Festlichkeiten, die in dem großen Hofball gipfelten, den Großherzog Leopold einer erlesenen Gesellschaft in der Residenz gab. Während oben auf der Empore die Hofkapelle die prickelnden Weisen eines der gerade in Flor kommenden Walzer Meister Lanners erklingen ließ, drehten sich unten im Prunksaal Herren und Damen im Tanz, wirbelnd in übermütiger Lebensfreude.

„Ach, Herr Baron", wandte sich ein höherer Offizier an einen reich besternten Herrn, der zuschauend in einer Nische stand und eine Schale Sekt schlürfte, „Herr Baron, man beachtet allgemein, daß Baron Haber bereits den dritten Tanz mit unserer Großherzogin tanzt. Zwar, er ist ein Mann von besonderen Meriten", — ein spöttisches Lächeln kräuselte dabei die Lippen des Offiziers —, „aber daß er seine erlauchte Tänzerin mit seinen orientalischen Wüstenaugen schier versengt und sie im Eifer des Tanzes allzu heftig an sich drückt, kann doch niemand entgehen. Was meinen Sie dazu, Exzellenz?"

Baron von Rüdt, der Innenminister, stellte sein Glas bedächtig auf ein Tischchen, warf seine forschenden Blicke in den Saal und erwiderte dann: „Verehrter Herr Oberst, was soll ich schon dazu meinen? Sie wissen, ich bin Politiker und muß über manches schweigen, worüber andere das Recht haben, sich ungestraft zu ereifern. Baron von Haber ist nun einmal der Hofbankier unseres gnädigen Herrn und hat als solcher schon das Recht, sich manche Freiheiten herauszunehmen, die, ich gestehe es Ihnen unter vier Augen, dreist und prahlerisch und das Zeichen eines üblen Emporkömmlings sind."

Baron Moritz von Haber, dessen Großvater noch im Frankfurter Ghetto zu Hause gewesen war, walzte mit der Großherzogin Sophie in einem solchen Eifer durch den Saal, daß ihm dicke Schweißperlen auf der Stirn standen. „Sie müssen mir auf meinen Schmuck zweitausend Taler leihen", flüsterte sie ihm flehend zu, während er sie voll Zärtlichkeit enger an sich zog, „er ist ein Vermögen wert!" — „Gut", erwiderte er und drehte die Perlen ihres Halskolliers prüfend zwischen den Fingern, „und die Belohnung für die rasche Bedienung?"

Sie blickte ihn mit bittenden Augen an und versuchte seine enge Umarmung zu lockern. „Denken Sie an meine Stellung, Herr Baron! Seien Sie menschlich! Sie könnten mich bloßstellen!" — In seine Augen trat ein leidenschaftliches Flackern. „Sophie", flüsterte er so leise, daß nur sie es hören konnte, „so dürfen Sie nicht zu mir reden!" —

Da drängte sich eine junge Hofdame, Fräulein Göler von Ravensburg, an die Tanzenden heran und bat die Großherzogin zu ihrem Gemahl. Während Sophie in höchster Verwirrung davon eilte, rief Baron Haber, über die Unterbrechung aufgebracht, dem Fräulein zu: „Es ist ungehörig, Baronesse, ihre Königliche Hoheit beim Tanz in solcher Weise zu stören!" Er polterte weiter, obwohl sich inzwischen ein Kreis um sie herum gebildet hatte und dem Fräulein die Tränen in die Augen traten.

Plötzlich trat aus der Schar der Umstehenden ein junger Artillerieoffizier, der Bruder der so schmählich Beleidigten, auf Haber zu und rief ihm mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, zu: „Herr Baron, wenn Sie ein Ehrenmann wären, würde ich Sie jetzt fordern und die Schmach, die Sie meiner Schwester zugefügt haben, in Ihrem Blut abwaschen; aber Sie haben ja auch vor fünf Jahren von Lord Hawkins einen Hundsfott auf sich sitzen lassen und sind nicht in der Lage, mir Genugtuung zu geben!" Damit wandte er ihm verächtlich den Rücken und führte seine Schwester, die ihre Hände vors Gesicht geschlagen hatte, aus dem Kreise. Mit weißen Lippen stand Haber da, seine Gesichtsmuskeln bebten, dann kam ein kaltes, tückisches Leuchten in seine Blicke, und er flüsterte unhörbar: „Für den Affront sollst du mir büßen, Bürschchen!"

Zu dieser Zeit lebte in Karlsruhe ein russischer Gardekürassierleutnant, ein armer Teufel namens Wereskin, der wegen Schulden nicht aus noch ein wußte und der sich dem Hofbankier für ein paar tausend Taler mit Haut und Haar verschrieben hatte. Er erschien eines Morgens im Dienstzimmer des jungen Barons Göler und forderte im Namen seines Mandanten, des Herrn von Haber, Genugtuung. „Ich habe ihm meine Antwort bereits gegeben", erwiderte Göler, „und ihr nichts mehr hinzuzufügen!" — „Dann muß ich bitten, die Baron Haber zugefügte Beleidigung auch als mir angetan zu betrachten", war Wereskins Antwort, „erwarten Sie meinen Sekundanten!" Damit machte er eine kurze, kühle Verbeugung und verließ das Zimmer.

Das Duell fand einige Tage später im Forchheimer Gemeindewalde in der Nähe von Baden-Baden statt und nahm einen merkwürdigen Verlauf. Während der erste Kugelwechsel ergebnislos verlief, verwundete der zweite Schuß Wereskins den Baron Göler tödlich. Doch dieser, indem er sich mit äußerster Anstrengung aufrecht erhielt, setzte das Duell fort. Seine Pistolen versagten fünf Mal, er setzte ein sechstes Zündhütchen auf, zielte ruhig und schoß seinen Gegner auf die Entfernung von zehn Schritten nieder. „Ich habe scharf gezielt, er muß tot sein!" waren seine letzten Worte, ehe er ohnmächtig niedersank. Wereskin war auf der Stelle tot, Göler starb nach zwei Tagen in dem Hause seines Vaters in Karlsruhe.

Hier verbreitete sich die Nachricht von dem Ausgang des Duells mit Windeseile. Seit Jahren hatte das anmaßende Treiben des jüdischen Bankiers die größte Erregung hervorgerufen, und einmal mußte ihn der Großherzog durch persönliches Eingreifen aus den Händen des Volkes retten. Die Gerüchte von den Riesengewinnen, die der Jude aus der Spielhölle in Baden-Baden zog, von seinen wenig einwandfreien Geschäften, bei denen Betrügereien und Bestechungen eine große Rolle spielten, hatten ihm den Beinamen der Geißel und der Pest Badens eingebracht.

Als nun der junge Oberleutnant Göler von Ravensburg zu Grabe getragen wurde, hatte Haber die Stirn, vom Balkon seines Hauses den Leichenzug seines Opfers triumphierend mit anzusehen. Das war den vielen Tausenden, die ehrerbietig die Straßen säumten, doch zu viel. Die Menge drängte gegen das Habersche Haus, brach eine Seitentür auf, drang in das Treppenhaus ein und verbreitete sich durch das Gebäude. „Nieder mit dem Juden!" schrien einige, andere „Hängt ihn an seinem Balkon auf!" Da man Haber nicht fand, machte sich die Wut des Volkes auf andere Weise Luft. Man zertrümmerte die Möbel und warf sie auf die Straße.

Am selben Abend verbreitete sich die Nachricht, daß die Heidelberger Burschenschaften im Anmarsch auf Karlsruhe seien, um dem Treiben Habers ein Ende zu bereiten. Die Garnison wurde daraufhin in Alarmbereitschaft versetzt. Die Ausmündungen sämtlicher auf die Hauptstraße führenden Seitenstraßen waren durch Infanterie gesperrt, Kavallerieabteilungen ritten, die ganze Breite der Straße einnehmend, vor dem Haberschen Hause auf und ab, zahlreiche Patrouillen durchzogen die ganze Stadt.

Doch auf die Dauer konnte der Hof die Stimmung des Volkes nicht mißachten. Nach vier Wochen verließ Haber unter starker Polizeideckung Karlsruhe. Er mußte froh sein, mit heiler Haut das Ausland zu erreichen; denn die Offiziere und die Studenten hatten sich das Wort gegeben, ihn bei erster Gelegenheit wie einen räudigen Hund über den Haufen zu schießen.

Winterbilder leuchten wieder.

Der Sternenhimmel im Dezember.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Der letzte Jahresmonat bringt bereits in den Abendstunden (Anfang des Monats um 23 Uhr, Mitte um 22, Ende um 21 Uhr) all die schönen Winterbilder zu Gesicht, die in dem großen Sternensechseck zusammengefaßt werden, das den Südostteil des Himmels erfüllt. Dem Zenith am nächsten funkelt die gelbe Kapella, der Hauptlichtpunkt des Fuhrmanns und der hellste der in unseren Breiten das ganze Jahr sichtbaren zirkumpolaren Sterne. Südlich folgt der Stier, ein ausgedehntes und sternenreiches Bild, in dem neben dem rötlichen Aldebaran die Sternengruppen der Hyaden und Plejaden auffallen.

Unterhalb davon zeigt sich im Orion die auffälligste Konstellation des Winterhimmels. In der Mitte des großen unregelmäßigen Vierecks stehen, von den zwei Lichtpunkten erster Größe Rigel und Beteigeuze flankiert, drei gleich helle Sterne in gerader Linie; sie stellen die Keule dar, womit der an den Himmel versetzte Jäger Orion den über ihm stehenden Stier tötet. Verlängert man diese Gerade nach Südosten, so trifft man auf Sirius, zu deutsch: den Funkelnden der dem Bilde des Großen Hundes angehört, den hellsten Fixstern überhaupt. Seine Leuchtkraft ist nicht nur absolut bedeutend, sondern auch durch die verhältnismäßig geringe Entfernung dieser Sonne von unserem Planetensystem bedingt.

Östlich oberhalb zeigt Procyon im Kleinen Hund die wiederansteigende Linie des Sechseckes an, die dann über Castor und Pollux in den Zwillingen zu Kapella zurückführt. Aus den Zwillingen scheinen um den 10. Dezember herum die sogenannten Geminiden-Sternschnuppen auszustrahlen.

Im Nordosten steigt der Löwe auf. Sein gelber Hauptstern, Regulus, funkelt zur angegebenen Stunde in den Dünsten des Horizontes. Den Hauptteil dieser Himmelsgegend nimmt der Große Bär ein, zu dem ja neben der allbekannten Sterngruppe des Großen Wagens noch eine bedeutende Anzahl darunterstehender kleinerer Lichtpunkte gehören. Die Figur der sieben hellen Sterne stellt nur die Lenden und den Schwanz der aufrechtstehend gedachten Bärin dar, als welche die Nymphe Kallisto, die Jagdgefährtin der Diana, nach einer griechischen Sage an den Himmel versetzt wurde. Kleiner Bär und der gewundene Leib des Drachen sind genau im Norden zu erblicken, während im Nordwesten unter den zirkumpolaren Bildern Kepheus und Kassiopeia — in der Sage das äthiopische Königspaar, dessen Tochter Andromeda war, — die versinkenden Konstellationen Schwan und Leier mit den erstrangigen Sternen Deneb und Wega sichtbar sind. Im Scheitelpunkt des Himmels steht der Perseus, an den sich westlich das schöne Sternenband der Andromeda und der Pegasus anschließen. Fische, Walfisch, Wassermann und Fluß Eridanus füllen die verbleibende Südwestgegend des Himmels mit vielen schwachen und nur wenigen helleren Sternen.

Die Planeten sind mit Ausnahme von Uranus im Dezember sämtlich zu beobachten. Am Abendhimmel erscheinen Jupiter, der aber bereits gegen 21 Uhr versinkt, und Saturn, der die ganze erste Nachthälfte in den Fischen zu sehen ist. Um Mitternacht kommt der im kleinen Fernrohr aufzufindende Neptun im Löwen über den Gesichtskreis, während die späteren Morgenstunden dann einen größeren Reichtum an Wandelsternen bringen. Gegen 4 Uhr geht Mars auf, eine halbe Stunde später folgt Venus, die ihrem größten Glanze zustrebt. Am 26. hat sie diesen Punkt erreicht und ist dann dreizehnmal so hell wie Sirius, der lichtstärkste unter den Fixsternen. In der letzten Jahreswoche kann Merkur fast zwei Stunden vor Sonnenaufgang tief am Südosthorizont (links oberhalb von Venus) mit Aussicht auf Erfolg gesucht werden.

Die Sonne gelangt am 22. des Monats an den südlichsten (tiefsten) Punkt ihrer scheinbaren Bahn um die Erde, womit auf unserer Halbkugel der Winter, auf der südlichen Hemisphäre der Sommer rechnungsmäßig beginnt. Die Tageslänge sinkt von 7 Stunden 53 Minuten am 1. auf 7 Stunden 40 Minuten am 31. des Monats. Die Hauptlichtgestalten des Erdbegleiters fallen auf folgende Daten: Vollmond am 7. um 11 Uhr 22 Minuten, Letztes Viertel am 14. um 2 Uhr 17 Minuten, Neumond am 21. um 19 Uhr 7 Minuten und Erstes Viertel am 29. um 23 Uhr 53 Minuten.

Bunte Chronik

Ein Geheimnis, das noch zu klären ist.

Im August hatte ein australischer Farmer einen Knochenfund gemacht. Dr. Campbell, ein Mitglied der von der Australischen Regierung gestarteten Expedition, nahm anfangs an, daß dieser Fund das Geheimnis des deutschen Australienforschers Ludwig Leichhardt, der aus Trebatsch an der Oberspree stammt, lüften könnte. Leichhardt hat den australischen Kontinent auf einer 4000 Kilometer langen Reise von Newcastle bis zur Frazerinsel durchwandert. Von einer größten Expedition, die von 1844 bis 1848 dauerte, kehrte er nicht mehr zurück. Seine letzte Nachricht stammt vom 3. April 1848 vom Cogunfluß. Alle bisher unternommenen Expeditionen zur Aufklärung seines Schicksals sind erfolglos geblieben. Auch dieser neuerliche Knochenfund scheint mit der Leichhardt-Expedition in keiner Beziehung zu stehen. Dr. Campbell stellte auf Grund der Untersuchungen fest, daß einige Knochen von einem 24 Jahre alten Mann stammen. Da aber bei der Leichhardt-Expedition ein so junges Mitglied nicht teilnahm, dürfte es sich bei dem Fund um die Überreste von unbekannten Verschollenen handeln. Das Geheimnis bleibt also weiterhin ungeklärt.

Ein Gesetz gegen „Kiebitze".

Im amerikanischen Bundesstaat Vermont wurde ein Gesetz erlassen, das sich gegen die „Kiebitze", die nichtspielenden Beobachter bei Karten- und Schachpartien, richtet. Von Amts wegen wird verfügt, daß jeder Kiebitz, der ein Spiel durch unaufgefordertes Reden oder durch Gesten stört, verhaftet und zu 5 Dollar Geldstrafe verurteilt werden kann, eine Strafe, die im Wiederholungsfall bis auf 50 Dollar erhöht wird. Das Gesetz wird damit begründet, daß in letzter Zeit eine ganze Reihe von Schlägereien dadurch verursacht worden seien, daß Kiebitze Spieler durch unangebrachte Ratschläge und Kritiken reizten.

Erdbeben repariert eine Uhr.

Die Bemühungen, die Uhr im Postamt von Tangoi in Neuseeland wieder in Gang zu bringen, blieben lange Zeit erfolglos. Es war fraglich, ob man den alten Apparat überhaupt noch wieder „flott" bekam. Da ereignete sich ein Erdbeben und — siehe da — die Uhr ging wieder.

Lustige Ecke

Die Löcher im Zaun.

„Ja, weißt du, er hat sich von klein auf für Fußball interessiert!"

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.